

Ellen Spickernagel

### **Museum – Verklärung oder Aufklärung**

Kulturpolitisches Kolloquium zum Selbstverständnis der Museen, hrsg. von Olaf Schwencke, Loccum 1986 (Loccumer Protokolle 52/1985)

Diese Dokumentation einer von der »Kulturpolitischen Gesellschaft« getragenen Tagung der Evangelischen Akademie Loccum umfaßt die Konzeption von 21 Museen, Vorträge über Museumstheorien und Statements zum gesellschaftlichen und kulturpolitischen Standort der Museen heute.

Sie vermittelt einen geeigneten Einblick in das breitgefächerte Spektrum von zukunftsweisenden Ansätzen und vielfältiger, durchaus widersprüchlicher Weiterarbeit an Reformkonzepten der 70er Jahre (Teil 1 und 2), so daß die Rückschläge, die das Museumswesen durch die Gründung der historischen Museen in Berlin und Bonn erhält, umso spürbarer werden (Teil 3).

Im ersten Teil wird eine äußerst facettenreiche Museumsszene aufgeblendet. Zu ihr gehören, neben den traditionellen Einrichtungen, der Archäologische Park Xanten, Gedenkstätten für die Opfer des NS-Systems, das Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf, das Centrum Industriekultur Nürnberg u. v. a. m.

Kein Wunder, daß dies ein durchaus uneinheitliches Bild ergibt. Doch ist die fehlende Homogenität weniger eine Folge der unterschiedlichen Sammlungsbereiche und Funktionen als vielmehr der Art und Weise, wie die Museen den in den 70er Jahren angelegten Dauerkonflikt zwischen Fachwissenschaft einerseits und bildungs- und kulturpolitischem Engagement andererseits austragen und ob sich im Bemühen um eine Integration das Ziel einer spezifischen Museumswissenschaft abzeichnet.

Dem Engels-Haus in Wuppertal ist ein Museum für Frühindustrialisierung angegliedert, dessen erklärtes Ziel es ist, durch die Präsentationsform historisches Lernen zu fördern. Die Objektaufstellung, die Erläuterungen und Inszenierungen gehen auf die unterschiedlichen Rezeptionsbedürfnisse der Besucher ein, versuchen Geschichte mit Hilfe des auch im schulischen Lernen erprobten Medienwechsels zu vermitteln. Die in einigen Ensembles dominierende Anschaulichkeit wird in anderen durch begrifflich orientierte Materialien abgelöst. So wird z. B. die Entwicklung des Verkehrswesens innerhalb eines großen Stadtpanoramas demonstriert und werden Wohnverhältnisse in der Zeit der Frühindustrialisierung sowohl durch reißerische Elendsberichte als auch durch nüchterne Statistiken gekennzeichnet. Vor der Notwendigkeit, ein Ausstellungskonzept für das disperse Museumspublikum zu entwerfen, weicht man in Wuppertal nicht in populärwissenschaftliche Erläuterungen aus, sondern verschafft sich einen Zugewinn durch die Anwendung anderwärts, in der Pädagogik, erprobter Methoden.

Das neue Naturkundemuseum Osnabrück geht noch einen Schritt weiter, indem es aus der Analyse der heutigen Umweltbedingungen sein Konzept entwickelt. Dem Schwinden konkret-sinnlicher Erfahrungsmöglichkeiten – verursacht durch die Zerstörung der städtischen und ländlichen Räume und durch die elektronischen Medien, die als Wirklichkeitersatz fungieren – will es entgegenarbeiten und wieder Objektbezüge herstellen, »Primärerfahrungen ermöglichen; produktorientierte, gegenständliche Tätigkeiten initiieren; die Distanz von der Lebenswelt reduzieren« (S. 75). Gemeint sind hiermit nicht Basteln und Malen, sondern die Übernahme musealer Tätigkeiten wie Sammeln, Ordnen, Forschen, Präsentieren

durch Kinder und Erwachsene. Die Ergebnisse dieser Tätigkeiten können in einer kleinen Sonderschau veröffentlicht werden. So entwickelt dieses Museum aus den umweltbedingten Mangelerfahrungen, seinen naturkundlichen Sammlungsobjekten und ihrem musealen Ort ein überzeugendes erfahrungs- und handlungsorientiertes pädagogisches Konzept.

Auch das Nürnberger Centrum für Industriekultur stellt seine theoretischen Vorgaben dar. Es orientiert seine historische Ausstellung an der Alltags- und Mentalitätsgeschichte: »Im Vordergrund steht die Erfahrung des Alltags«. Entsprechend wird der Zeitraum von 1830-1973 in Form eines Straßenraums veranschaulicht, der die Veränderungen im Bereich Öffentlichkeit, privates Leben und Arbeitswelt anzeigt. Dabei soll der Objektivitätsanspruch zurückgenommen werden zugunsten des perspektivischen Charakters historischer Aussagen, zum einen durch die Darstellung individuellen Bewußtseins (die Biographieforschung wird hier visualisiert), zum anderen durch Brüche in der Inszenierung, die den illusionären Charakter von Rekonstruktionen bewußt machen sollen.

Ob die Tendenz vieler Neueinrichtungen, Geschichte vom Alltagsbewußtsein her zu erschließen, tatsächlich zur Einlösung der Forderung nach demokratischer Kultur führt, ist fraglich. Es kann sich erneut um ein Anpassungsangebot handeln, nun nicht mehr an die »kulinarischen« Museumsbesucher alter Prägung, sondern an die »konsumierenden« von heute. Dennoch versuchen diese Museen, sich »von unten« entwickelten Interpretationssystemen anzuschließen. Dies gibt ihnen Profil und begünstigt Auseinandersetzungen.

Man ist gespannt, ob ein solcher Maßstab auch für Kunstmuseen gilt. Nur in Hank Overduins Beitrag über das Gemeente Museum in Den Haag ist ein zeitgemäßer Ansatz zu finden. Die veränderten soziokulturellen Lebensbedingungen wirken sich auf die Arbeit im Museum aus, das allerdings eine den neuen Aufgaben angemessenere Organisationsstruktur besitzt. Die kunsthistorischen Arbeitsmethoden werden von der Kultursoziologie durchdrungen. So arbeiteten alle Abteilungen an einem Projekt zum Thema »Massenkultur« mit, das zehn Ausstellungen umfaßte; die neue Kostümabteilung wird nicht chronologisch, sondern nach kultursoziologischen Themen aufgebaut. Auch die städtische Umgebung wird in der Weise miteinbezogen, daß auf Initiative des Museums die Bewohner von Sanierungsgebieten mit moderner Kunst experimentieren.

Nichts davon beim »Deutschen Architekturmuseum« in Frankfurt. Hans-Peter Schwarz erklärt, daß sich dieses Haus als Experimentierfeld der Architekturtheorie verstehe. In den Ausstellungen werden Pläne und Projekte vor der Realisierung gezeigt, »bevor sie der Praxis zum Opfer fallen«. Es wird also »reine« Architektur, »reine« Kunst präsentiert und zwar in erster Linie für ein Fachpublikum, aber auch für eine Spezies namens »Architekturbenutzer«. Ich frage mich: Wer ist das? Oder: Wer wäre das nicht? Gemeint sind wohl in der Diktion der Museumsväter »alle«, für die das Museum schon immer »offen« war. Das heißt: Das Architekturmuseum ist für alle da, aber besonders für die Fachleute. Steht es damit in der Tradition der Kunstgewerbemuseen des 19. Jahrhunderts mit ihren Mustersammlungen für Kunstgewerbetreibende? Lautet seine Antwort auf die »Krise der Architektur« und die »architektonische Umweltzerstörung« geschmackspädagogische Öffentlichkeitsarbeit?

Um eine Differenzierung des Öffentlichkeitsbegriffes geht es Julia Breithaupt im zweiten, den Grundlagen der Museumsarbeit gewidmeten Teil des Bandes. Sie fragt aus der Sicht der Museumspädagogin nach den Persönlichkeitsmerk-

malen der Museumsbesucher und kann sich dabei auf die Untersuchung von H. J. Klein/ M. Bachmayer: *Museum und Öffentlichkeit* (1981) mit ihren Ergebnissen zum Informations- und Bildungsinteresse der Bevölkerung stützen. Grob vereinfachend lassen sich Museumsbesucher als einigermaßen freizeitaktive und bildungsinteressierte Menschen charakterisieren, die das Museum vorwiegend als Tempel oder Lernort empfinden und statt der geforderten Kontemplation mehr Unterhaltung und Gelegenheit zur Aktivität wünschen.

Ist es richtig, die manifesten Inhalte solcher Aussagen der Besucher zum Ausgang von Reformüberlegungen zu machen? Sie besagen so viel nicht, da die geäußerten Wünsche ihrerseits z.T. fremdbestimmt, gesellschaftlich vermittelt sind und nicht mit authentischen Bedürfnissen verwechselt werden sollten. Diese können sich, wenn überhaupt, in Wechselbeziehung zu den angemessen aufbereiteten Angeboten des Museums entfalten. Und hier käme alles darauf an, daß sich jedes Museum auf die spezifischen Arbeitsmöglichkeiten besinnt, die sich aus dem Sammlungsgut und seiner historischen Entstehung, aus dem Standort in der Region usw. ergeben. Ein Ziel, wie das Museum als »Erlebnis- und Ereignisraum«, wäre nicht zu erstreben. Warum sollte z.B. ein Museum moderner Kunst Erlebnisqualitäten versprechen, gegen die die ästhetische Struktur seiner Objekte widerständig ist?

Auch bei den großen historischen Ausstellungen der letzten Jahre standen »Erlebnis« und »Sinne« so hoch im Kurs, daß um ihretwillen die historischen Objekte bis zur Unkenntlichkeit in Inszenierungen verpackt wurden und im Bilderspektakel untergingen. So sieht es Detlef Hoffmann und votiert gegen die Tendenz der Museen, mit dem Kaufhaus, dem Jahrmarkt, dem Freizeitpark, der Mustermesse zu konkurrieren. Gegen deren Effekte setzt er die nüchterne Forderung nach einem sinnvollen Bezugssystem für die Objekte als Rahmen für die Arbeit der Besucher: »Die Verlebendigung der Geschichte muß von jedem Individuum geleistet werden. ... Deswegen plädiere ich für eine Museumsarbeit, die auch vom Besucher Arbeit fordert, ihn jedoch in Stand setzt, diese Arbeit zu leisten. Im Gegensatz zu der von Neo-Konservativen geforderten Leistung ist solche Arbeit selbstbestimmt« (S. 137). An dieser Stelle erst fiel mir auf, daß im Zusammenhang der vorgestellten Museumskonzeptionen, im Ringen um besucherfreundliche und aufklärende Angebote, von der Arbeitsbeteiligung des Publikums kaum die Rede ist. Dies ist, wenn erklärtermaßen Bildungs- und Aufklärungsprozesse in Gang gesetzt werden sollen, einigermaßen bemerkenswert.

Bezug über:  
Evangelische Akademie  
3056 Rehburg-Loccum